

Auf klassischem Boden.

John Ritsch, Esq., in der ewigen Stadt. — Seine ersten Einbrüche. — Geschäft und Klassik.

Bei spezial Untergrund = Käbel, meierleß.
Rome (mit N. N. sonnern Täglich, Kapittel-Gilt von Täglich, etabliert ungefähr vor zweitausend Jahr zurück bei Romulus, wo nach der Ritz genannt ist, un Remus, Residenzcity von die römische Kaiser, später Ritzsch, jetzt Residenzcity von Dagotönig Victor Emanuel), Tschuh de zwanzigste d. Mts. 1895.

Mister Ebitter!
Pfi! Sage Sie tee Wort! Nämlich Wir sein hier uff klassischem Bode.

Wann Wir aus'm Haus gen, da schleppe Wir (Wir können gar nit anerschiff helte) uff hohorif Grund. Des tocht awoer nix extra.
Ueworigens, Mister Ebitter, da kann mer es wieder emol seße, daß es mit Ritsch's Alles summa is. E Lot (sinfzwanzig bei hunnert) uff dem klassische Bode bringt noch nit die Hälfst von erer Lot im Bronx in disetäbel Situationsen, un nit de zwanzigste Teil von erer Lot am Broadway in Neu York.

Warum? Des Property werd nit genug gebuhrt. Die Leit versichn es nit ze abverteise. Wann Jch Zeit hätt, Mister Ebitter, da thät Jch hier e Bilde inweisse in daß Aeder-Property laufe, in Lots auslege un es de richtige Weg abverteise.
For Inffens.
Nor noch wenige an Hand!
Zitty Lots. (Ewigkeit von der Jch garantied).
Mit'n spazierender Distanz von die Katalump.
Zwanzig Minute Reitt zum Koffiseum, Pantheon un anere Koffischens.
Des geündeste Kleimatt der Welt! Reer Frostbeule, tee erfrorene Nase, tee eigschlofene Füh!
Ochiän-Briefes de ganze Tag.
Brilljante Ausfichte uff's pyrenäische Meer. Uff der anere Seit des adriatische Meer. Also mitte zwische zwee Ochiänbriefes.

Die beste Familie, Zifar, Rito un anere prominente römische Imperers hawwe ihr Fäoorit-Tivolis un Auskulums un anere Belustigungs-Anstalte in der Nachbarschaft gehatt.
Teitel hier bis gerüd zu Remolus un Romos.
Zehn Dollars nieder ein Dollar die Woch ininflufft Leifinschuren un Alles.
Alle Impruoments (weren mit der Zeit vielleicht kimme).
Die Stinwe Hills Klässif Botton Anvesiment un Impruoment Kompent, John Ritsch, Esq., Preffident.

Dente Sie, daß des siehe thät ober nit, Mister Ebitter?
Doch des nor nebedei.
Unner Uns gesagt: Jch gleich's hier gar nit. Der Schambettitt liebt es auch nit. Bum Drimt mirze hawwe sie hier noch keine Eide. Un sie spar'n zu arg an Eis. Des importierte Bier wisse se nit ze hände. Der Moselwe is zu theuer. Da thät Jch noch nit mol was drum gewide, awoer, wann mer hier mit großer Schwirigkeit ein gute Mosel ausgefunne hot, dann is es Keener.

Un wann es eregd no was Gutes ze trinke gebt, da hawwe es die deitsche Painters, wo hier sein, schon vorher weggehoffe.
Hauptfächlich awoer kann Jch die Aussprach nit verstehen, trotzdem daß Jch e italienisches Directort hab.
Es giebt e Dägo-Sprichwort, wo heest: Kapels seße un dann so schnell wie möglich troate. Des is sehr schö gefogt. Awoer (Sie wisse des ja dawwe nit) der Feuerpeinde Krater Bisuvius hot plöghich de Maunt Pelie Großebahn getriegt un is in de aktive Stand gerüderete.
Well, dente Sie, Jch wer nach Kapels gehn un Mich mit Feuer abspude losse, bios um sterbe ze konn?
Koch lang nit!

Uewerhaupt, Jch will heim wege der Mayors-Verchtens. Des is Mei Dutty. Blos Konstantinopol möcht Jch noch seße.
Un hier in Rom muß Jch noch e Wort mit dem King talte. Jch hen blos Unfern Ambasseter noch nit getrose. Expetlet der vieleicht, daß Jch zuerst zu ihm gehn soll? Da kann er lang warte. Wofor kriegt er dann sei Geld, wann er nit judieprominente tendet, wo hiehere kimme.

Ueworigens, wann Jch erst gerüd bin, da kann Jch eine e ganze Masse verzähle von Meine Travels. (Preiswöl.) Wir hawwe e ganze Masse Abenteuer's gehatt. (Preiswöl.) Jch verzähl's Ihne emol bei eine Schmo-ter.
Einstweile so lang Mit Riards, Yours
Bei Weiner John Ritsch, Esq.



Rämslich, Mister, Ebitter, werlich, Alles, was Recht is, well, neber meind, Ich verzähl's Ihne mündlich. Der Schambettitt is e Kameel.

Laffe Sie nor de Anthony Comstock nit wisse, daß Jch nach Konstantinopol geh. Der war im Stand, Mich bei Weiner Retourkunft nach NewYork nimmer rei ze losse.
Der Obige, Esq.

Ratten und Meerschweinchen.

Ueber das Vertreiben von Ratten durch Meerschweinchen berichtet ein Leser im Süddeutschen Haus- und Landwirtschaft:
„Ragen, Jgel, Ffallen, Gift u. s. w. sind bewährte Rattenvertilger. Jch habe geglaubt, daß ich alle Mittel veruchst habe, aber wenn auch momentan alle Ratten vertilgt waren, nach einiger Zeit kamen wieder andere. Jch habe in meinem Garten neben einem Mühlbach ein kleines Haus, in welchem ich Tauben hielt, aber sowohl die Eier, wie die jungen Tauben wurden von Zeit zu Zeit von den Ratten gestressen, wenn ich es vermute, die Bestien auszurotten. Zuletzt gab ich die Taubenzüchterei auf. Bei der letzten Inventaraufnahme kam ich auch in einen Keller, der dem Eigentümer zur Aufbewahrung seiner Lebensmittel diente, und wunderte mich über die Masse Meerschweinchen, die sofort pfeisend aus allen Eden herbeikam. Als ich den Mann fragte, warum er die Thiere halte, antwortete er, daß er eigene Meerschweinchen den Keller nicht benützen könne, weil ihm sonst die Ratten alles forttragen. Jch staunte und war mit ihm wegen der Auflösung einiger Meerschweinchen gleich handelsmäßig. Und siehe da, seit drei Monaten ist in meinem Gartenhäuschen keine Ratte mehr zu finden. Warum, das überlasse ich den Gelehrten. Jch bin die Ratten los, aber meine Meerschweinchen erhalten außer Grünzeug ein Stück Brod.“

Hierzu bemerkt Herr Prof. Dr. G. Jäger in seinem Monatsblatt Zeit-schrift für Gesundheitspflege und Lebenslehre: „An der Richtigkeit dieser Mitteilung zu zweifeln habe ich keinen Grund, werde übrigens die Sache nachprüfen. Warum die Ratten weichen? Es ist möglich, daß die Ausdüstung der Meerschweinchen ihnen widerlich ist. Aber auch das oftmals Pfeisen dieser Thiere wird den Ratten zumider sein. Es mag da an einen Kniff der Chinesen erinnert werden, die am Schanz der Tauben ein Pfeifchen aus Rohr anbringen, das beim Aufsteigen einen Ton von sich gibt und die Raubvögel verschucht.“

Reichlich Obst essen ist gesundheitsdienlich.

Unfer herrliches reiches Land, das seine Produkte von Süd und Nord, von Ost und West ununterbrochen zu uns schickt, versteht uns schon jetzt mit den verschiedensten Früchten. Obst ist durchaus kein Luxus, sondern hat einen wirklichen Heilwert und das alles Obst Zuder und auch etwas Eiweiß enthält und reich an mineralischen und blutbildenden Salzen ist, so ist es auch durchaus nicht ohne Nährwert, wie noch immer vielfach angenommen wird. Der bläuliche Werth des Obstes wird von keinem anderen Nahrungsmittel ersetzt; denn reichlicher Obstgenuß löst allerlei Krankheitsablagen in unserem Körper aus und bewirkt eine gute Verdauung. Gegen den Durst ist es gefünder als Getränke, die, wenn allzureichlich genossen, den Magen saft verdünnen und den Magen erschöpfen, während fastiges Obst nicht allein den Durst löst, sondern auch Appetit und Verdauung wohlthätig anregt. Den Kindern ist gutes, reifes Obst ungleich gefünder um Butterbrod als jede andere Zugabe, Wurst, Käse und dergleichen.

Man muß aber stets nur gutes reifes Obst kaufen; ist doch die Ausgabe dafür müßlicher, als für manche andere zumellen theuere Genuß- und Nahrungsmittel. Eine richtige Obstverhütung manche Krankheiten und läßt sich leicht ohne Berufsstörung durchführen. Einem schwachen Magen ist gekochtes Obst dienlicher als rohes. Obst und Bier verträgt sich nicht zusammen, man esse es auch nicht mit sauren oder sehr fetten Speisen zusammen.

Eine Entschuldigung.

Eine hübsche Anekdote von Lord Leighton erzählte der Waler G. Storein bei der Eröffnung einer Bilderausstellung für die Londoner Stadttheile Southward und Lambeth. Lord Leighton stand einft vor einem seiner Bilder, das er für eine Ausstellung gehalten, das er aber noch nicht signiert hatte, als eine Dame zu ihm trat und sagte: „Was für ein prächtliches Bild! Wem gehört es?“ „Mir“, erwiderte Leighton. „Sie wollen doch nicht sagen, daß Sie es gekauft haben?“ „Nein, ich habe es gemalt.“ „Ach, Golt, nehmen Sie meine Worte nicht so ernst“, rief nun die Dame erschreckt aus, „ich habe ja nur wiederholt, was — alle sagen!“

Ueberflüssig.
Verschuldeter Ledemann: „Lassen Sie mich doch endlich einmal die Photographie sehen von der Dame mit den 200,000 Mark!“
Heiratsvermittler: „Das ist vollkommen überflüssig! Wenn die Dame mit den 200,000 Mark Sie nehmen will, können Sie sich doch denken, wie sie ausseht!“

Eine moderne Seeschlacht.

Ein höherer österreichischer Marineoffizier entwirft in der Wiener „Zeit“ ein interessantes Bild von dem Verlauf einer modernen Seeschlacht. Wir geben ihm das Wort:
„Der Laie hat naturgemäß nur eine sehr nebelhafte Vorstellung davon, wie eine moderne Seeschlacht ausseht. Es wird darum voraussichtlich interessieren, eine wenn auch nur oberflächliche Schilderung von dieser fürchterlichsten Erscheinung der modernen Kriegführung kennen zu lernen.“

Im modernen Seetrieg ist vor allem die Leitung der Geschwader ungeheuer schwierig geworden. Die außerordentliche Tragkraft der gezogenen Geschütze gestattet ein weites Auseinanderziehen der Flotte, das zwar die Treffersgefahr vermindert, aber dem führenden Admiral die Uebersicht und insofern die Befehlsgebung ungemessen erschwert.
Und fast so schwierig wie für den Admiral die Leitung des Kampfes, ist es für jeden einzelnen Schiffskommandanten, mit seinem Fahrzeug kräftig und in Uebereinstimmung mit den Absichten des Admirals in den Kampf einzugreifen. Jeder der modernen Panzerriesen ist in vielfache von einander völlig getrennte Abteilungen geteilt, die durch Telegraphen und Telephondrähte, die in ihrer Gesamtheit eine Länge von vielen Kilometern haben, untereinander und mit dem Befehlshaber verbunden sind. Der Kommandant sieht während des Kampfes im sogenannten „Roof“, einer gepanzerten Schutzhütte hoch über dem Hauptdeck. Sein Stab ist mit ihm und leitet seine Befehle auf elektrischem oder telephonischem Weg weiter. Ein Offizier behält ununterbrochen das Admiralsschiff im Auge, um von dort her kommende Signale dem Kommandanten mitzuteilen.

Die Schlacht beginnt. Sausende Geschosse kommen von allen Seiten. Die Mehrzahl verfehlt, ohne Schaden zu thun, zischend in der See. Denn auf 4000 bis 5000 Meter ist ein Schiff, mag es auch noch so tiefenhafte Dimensionen haben, ein höchst unsicheres Ziel. Das kämpfende Schiff erzieht unter den gewaltigen Detonationen der eigenen Geschütze, an denen die Artilleristen wegen der infolge des Heißwerdens der Geschütze entstehenden furchtbaren Hitze im Hemd im Schwelge ihres Angesichtes arbeiten.

Allmählich kommen die feindlichen Flotten einander näher. Das Ziel wird sicherer. Granaten schlagen auf das Panzerdeck und überfließen es mit einem Hagel von Eisentrümmern. Wo ein solches Geschö einschlägt, verbreitet es Tod und Verderben. Von den Wirkungen eines solchen Geschöregens hat man kaum eine rechte Vorstellung. Auf den beiden chinesischen Panzern „Ting-Juen“ und „Geng-Juen“, die im chinesisch-japanischen Krieg bei Jalu von Admiral Tjo unter Feuer genommen worden waren, war nicht nur alles zertrümmert, was nicht durch die fünfzig Zentimeter starken Panzer geschügt war, sondern auch die Geschütze waren von den Lauffellen geschlagen, und immer wieder brach Feuer in den Räumen aus. Auf dem Admiralsschiff Zios, dem „Mat-fuschina“, explodirte eine zwölfsöllige chinesische Granate in einer Schnellfeuerbatterie. Sie zertrümmerte zwei Geschütze, vernichtete eine Menge von anderen Kampfmitteln und tötete 49 Mann außer Gefecht. Der kommandierende Offizier wurde von dem Geschö buchstäblich in Stücke gerissen. Nur seine Mütze wurde im Batterieraum gefunden.

Sehr häufig kommt es vor, daß ein Kriegsschiff durch einen oder mehrere glückliche Schüsse des Gegners seine Manövrierfähigkeit vollkommen verliert. Natürlich ist es dann ohne Werth für das Gefecht und bildet ein unbequemes Hinderniß, das man ja so rasch als möglich aus dem Wege zu bugieren trachtet.

Mit dem Vorrücken wächst aber noch eine andere Gefahr, die nämlich, von einem Torpedo getroffen zu werden. Der Torpedo ist wohl die heimtückischste Waffe, die je angewendet worden ist. Vor mehr als hundert Jahren erfunden, wurde er zum ersten Mal im amerikanischen Sezessionskrieg angewendet. Das erste große Schiff, das von einem Torpedo vernichtet wurde, war der türkische Panzer „Giozi-Nahman“, der im russisch-türkischen Krieg von 1877 auf dem Donauarm Matfischina von einer russischen Torpedobatterie angegriffen, worden war. In der Schlacht halten sich die Torpedobatterien hinter den Schlachtschiffen ihrer eigenen Flotte verborgen. In dem Augenblick, wo die feindliche Flotte nahe genug herangekommen ist, schießt das Boot mit seiner außerordentlichengeschwindigen Waffe, feuert seinen Torpedo ab und wendet sich dann zur Flucht. Trifft der Torpedo sein Ziel, so ist die Wirkung gräßlich. Die stärksten Panzerplatten zerfallen wie Strohgeflecht; eine hohe Wasserfäule schießt empor — das stolze Schiff ist gewesen.

Das Innere der Schlachtschiffe ist während des Gefechts ein fast noch schrecklicherer Aufenthalt als das den feindlichen Geschossen ausgelegte Oberdeck. Die Leute droben sehen der Gefahr ins Auge, sie wissen, was da herantömmert, sie können im entscheidenden Moment vielleicht auch etwas für ihre eigene Rettung thun. Die Leute aber, die in der Tiefe arbeiten, sie sehen nichts, sie arbeiten nur mit allen ihren Kräften, ohne zu wissen, was der Erfolg ist, und sie gehen

zu Grunde, wie die Ratten im Kielraum, wenn ihrem Schiff die letzte Stunde schlägt.

Besonders schwer ist der wichtige Dienst der Heizer. Nacht bis zum Gürtel arbeiten sie, einander ablösend, an den Höllenfeuern unter den Kesseln. Oben lobt die Schlacht mit ihren Donnern — in dieser Tiefe hört man kaum anderes als das tiefe Brummen der arbeitenden Riesenmaschinen, mit denen vergleichen eine Schnellzugsmaschine das reinkinderspielzeug ist. Stundenlang geht so die Arbeit fort. Da erschüttert etwas das Schiff. Ein Moment darger Spannung. Dann fällt das Feuer aus den Kesseln, siedendes Wasser verbrüht die armen Leute im Kesselraum, die Maschinen stöhnen ein letztes Mal — dann geht es in die Tiefe, und kein Mann, der unter Deck war, hat auch nur die mindeste Aussicht, sich aus dem Wirbel der Wasser zu retten, die das Wert aus Menschenhand verschlingen.“

Die Schlacht bei Tsushima kann als die größte Seeschlacht aller Zeiten angesehen werden. Die bisher größte Seeschlacht, die bei Trafalgar, sah auf englischer Seite 27, auf französischspanischer 33 Linienfahrzeuge, während bei Tsushima sich 20 russische und 42 japanische große Schiffe gegenüberstanden, von denen auch das schwächste dem stärksten der Trafalgarschiffe an Kampfkraft wie an Besetzungsgüte unendlich überlegen ist, ganz abgesehen von den mehr als hundert Torpedobootten, die in dieser Schlacht engagiert waren. Bei Trafalgar betrug die Verluste auf französischspanischer Seite 2 Schiffe gesunken, 16 von den Engländern genommen, davon 8 entmachtet; auf englischer Seite: 8 Schiffe wurden außer Gefecht gesetzt und 6 andere beschädigt. Wenn erst die thatsächlichen Verluste bei Tsushima feststehen, wird ein Vergleich zwischen diesen und den Verlusten bei Trafalgar besonderes Interesse bieten.

Wie alt können Thiere werden?

In einem Vortrag, der kürzlich vor der Donator Zoologischen Gesellschaft gehalten wurde, machte der Vortragende einige interessante Bemerkungen über das Alter, das Thiere unter Umständen erreichen können. Dieses wechselfalt bekanntlich bei den meisten Thierarten ebenso wie beim Menschen außerordentlich stark. Von den außerordentlichen Fällen, die in dem Vortrag erwähnt wurden, mögen die folgenden hier wiedergegeben werden. Ein Seeadler, der in Wien in Gefangenschaft gehalten wurde, ging im Jahre 1719 ein, nachdem er nachgewiesenermaßen 104 Jahre in einem Käfig zugebracht hatte. Ebenfalls in Wien lebte ein Geier 118 Jahre in der Gefangenschaft von 1706 bis 1824. In Norwegen wurde im Jahre 1829 ein Adler gefangen, der bald darauf nach England gebracht wurde und dort 75 Jahre lang, also bis zum Jahre 1904 lebte. Unter den Hausthieren ist die Lebensdauer des Pferdes natürlich von besonderem Interesse. Man nimmt gewöhnlich an, daß ein Pferd bei guter Behandlung ungefähr 20 Jahre alt wird. Unter Umständen kann die Lebensdauer aber bedeutend ausgedehnt werden. Der Herzog von Portland hat z. B. in seinem Gestüt eine berühmte Stute „Monerina“, die Mutter des ebenso berühmten Deshenghles „Donovan“, der bereits eingegangen ist. Die Stute ist jetzt 30 Jahre alt. Im Naturhistorischen Museum in London befindet sich der Kopf eines Pferdes, das 32 Jahre alt wurde. Den Rekord aber bildet ein Pferd, das bis vor kurzer Zeit im Besitz des Herzogs von Bedford war und in seinem 40. Jahre einging. Und in Australien soll es sogar ein Pferd geben, das im Jahre 1860 geboren wurde und vor einigen Monaten noch lebte.

Der Fied mit dem Ehrenhandel.

Ein neues Mittel haben unlängst in Paris zwei Gauner ergriffen, um sich mühelos in den Besitz von Geld zu setzen. Die sehr schlau ausgedachte und vortrefflich durchgeführte Scene spielt sich folgendermaßen ab: Auf dem belebten Boulevard Saint-Michel promeniirt gemächlich ein eleganter Herr. Von einem Vorübergehenden wird er sehr anfangs in die Seite gestochen. Der Angerempelte achtet nicht weiter darauf und will ruhig seines Weges gehen, da tritt ein anderer Passant an ihn heran, findet das Benehmen des ersten unerhört und meint: „Das würde ich mir nicht gefallen lassen!“ Nunmehr betrachtet natürlich der Angefohene das Intermezzo als einen Ehrenhandel, der am besten sofort zum Austrag gebracht wird. Er verfolgt schnellen Schrittes den Herausforderer, holt ihn ein, zieht seinen Ueberzieher aus, übergibt ihm dem „Zeugen“, und am Rande des Bürgersteiges beginnt alsdann eine reguläre Borerei. Als ein Polizeibeamter dazwischen tritt und den Faustkampf rasch ein Ende bereitet, will der auf den „Ehrenhandel“ Hineingefallene seinen Ueberzieher wieder anziehen. Doch nicht nur der Gegner ist verschwunden, sondern auch der „Zeuge“ und mit diesem der Ueberzieher, in dessen Tasche sich ein Portefeuille mit 4000 Franc Inhalt befindet.

Verblümt.
„Sehen Sie nur, wie rasch der Wagon gealtert ist!“
„Ja ja — der hat sich eben zu viel die Zeit vertreiben!“

Kaiserlalein.

Der Vater des Kaisers von Oesterreich, Erzherzog Franz Karl (bekanntlich folgte Kaiser Josef Josef seinem Onkel, Kaiser Ferdinand auf dem Thron) hielt sich mit Vorliebe in der grünen Steiermark auf, wo er oft tagelang einsam, ohne jede Begleitung, in den Bergen umherwanderte. Auf einem dieser Ausflüge in der Nähe von Mariazell, traf er eines Tages einen Mpler, mit dem er sich in ein Gespräch einließ, das dann in der Folge eine sehr vertrauliche Wendung nahm. Nachdem der biedere Sohn des Gebirges ihm über seine Familienverhältnisse sehr eingehend berichtet hatte, fragte er endlich seinen Begleiter, den er für einen Wiener Bürgermann hielt: „Was ist denn nachher dein Vater gewest?“ — „Kaiser“, antwortete der Erzherzog ruhig. Der Mpler warf ihm einen bedeutungsvollen Blick zu und erwiderte dann vertraulich: „Sag' das wenigstens nit so laut. 's könnt's a Gendarm hör'n. Bei uns haben s' neulich erst einen eing'sperrt, weil er was vom Kaiser g'sagt hat. Und wenn du gar sagst, dein Vater is Kaiser g'west . . .“ — „Er ist auch Kaiser gewesen“, erwiderte der Erzherzog immer mehr belehrt, aber sehr ernst. — „So“, sagte jetzt mit pfiffiger Miene der Bauer, „nahe h'st g'wisch auch an Bruder oder a Schwefter. Was sind denn die?“ — „Mein Bruder ist auch Kaiser“, erwiderte der Erzherzog. — „Run lachte sein Begleiter laut auf und stehendebleibend fragte er: „Hast a Kinder?“ — „Gott sei Dank, ja“, nickte der Erzherzog. — „Da ist gleich mein Franz.“ — „Was is denn der?“ — „Kaiser.“ — Der Steirer lachte wieder auf und stemmte die Hände in die Hüften. „Hofft no mehr solche Kinder?“ — „Freilich. Mein zweiter Sohn Max.“ — „Is auch Kaiser?“ — „Das hast ertathen. Der ist auch Kaiser.“ — „Na — und was bist denn nachher du?“ — „Wenn ich gemocht hätt', könnt ich auch Kaiser sein. Aber ich hab' keine Lust dazu gehabt.“ — Der Bauer machte einen Luftsprung. Als er sich dann erholt hatte, klopfte er aber befriedigt seinem Begleiter auf die Schulter. „Schad' un di“, sagter er, „hättst a Jager werden sollen! Aber wenn m'r jetzt nach Mariazell kommen, dann geh' gleich beichten — du — du Kaiserlaleiner du!“ — Es braucht kaum geschilbert zu werden, was für ein Gesicht der Bauer machte, als er später in Mariazell erfuhr, daß der fremde Herr aus Wien ihn durchaus nicht mit Jägerlalein gesoppt, daß er im Gegentheil nur die Wahrheit gesprochen hatte, daß er der Sohn eines Kaisers, der Bruders eines Kaisers und der Vater zweier Kaiser war und daß er auch selbst hätte Kaiser werden können.

Tas Musiklon.

Mit diesem Namen bezeichnet M. R. Sutchinson ein von ihm erfundenes Instrument, das taube Personen befähigen soll, wieder zu hören. Die ersten Nachrichten über dieses Instrument schienen etwas unzuverlässig. Allein der „Elektroniker“ in Wien, dem wir die nachstehende Mitteilung entnehmen, hält die Sache für durchaus nicht unglauwürdig. Wo der Gehörnerv nicht funktionsfähig ist, kann freilich auch der neue Apparat nicht helfen, wohl aber in denjenigen Fällen, wo nur die Uebertragung der Klangschwingungen gestört ist, und die Anzahl dieser Fälle ist sehr groß. Sutchinson ist erst nach langen und mühevollen Arbeiten auf die jetzige Konstruktion seines Apparates gekommen. Dieser besteht im wesentlichen aus einem Mikrophon mit besonders geformtem Schallrohr, einem Telephon und einer kräftigen elektrischen Batterie, die so klein ist, daß sie mit Leichtigkeit in den Rocktaschen untergebracht werden kann. Die besondere Form des Schallrohrs verhindert die unangenehmen Erscheinungen, die durch Uebereinlagerung der antommenden und zurückgeworfenen Wellen entstehen und bei gewöhnlichen Schallrohren oft zu Störungen Anlaß geben. Der Apparat ist derart gebaut, daß bei der elektrischen Uebertragung der Schallwellen in erster Linie die Deutlichkeit der Laute und erst in zweiter Linie die Schallkraft erhöht wird. Der Apparat soll heute schon so vervollkommen sein, daß Taubstumme, wenn sie die durch die elektrischen Schwingungen bewegte Membran der Hörmuschel an das Ohr legen, selbst Geslüster wahrzunehmen vermögen.

Zerkreuthheit.

H. E. Buermeyer erzählte von einem Banquet, das er in New York einmal mitmachte. „Das Banquet war sehr nett“, sagte er, „und ich war einer der letzten, die fortgingen. In der Garderobe fiel mir beim Fortgehen der trartige Blick des Gardebotters auf, der ganz trübselig dreinschaute und seufzend mit sich selber sprach. „Sie sind ja troßlos“, sagte ich zu ihm. — „Ach, ich bin ganz verzweifelt, Herr“, war die Antwort.
„Was ist denn los?“ fragte ich, „haben die Gäste Ihnen zu wenig Trinkgeld gegeben?“
„Wenn's nur das wäre“, rief er ganz erregt, „aber die Kerle haben auch noch den Quarter mitgenommen, den ich als Vordspeise auf den Teller gelegt hatte.“

Ein Fleißiger.

Dichterling: „Was bin ich doch für ein fleißiger Vöel! — Ich mag meine Wurst einkaufen, bei welchem Metzger ich will, überall wird sie in Gedächtnis von mir eingewickelt!“

Diagnose.

Ehemann (dessen Gattin Weinträume bekommt): „Sagen Sie Herr Doktor, handelt es sich im Grunde etwa um Hysterie?“

Hausarzt: „O nein — nur um „Bekleid“-Erscheinungen.“

Ehe-Jobbe.

„Wenn Du nicht aufhörst, mich zu quälen, Emilie, erschieße ich mich wahrhaftig noch vor Deinen Augen!“
„O, das doch Dir ähnlich; Du weißt ja, daß mich das Schießen nervös macht!“

Schulbige Rücksicht.

Arzt (geräglich zu einem zubringenden Gläubiger): „Wenn Sie schon täglich kommen, könnten Sie wenigstens ein Tuch um den Kopf binden, damit Sie die Leute für einen Patienten halten!“

Praktische Verwendung.

„Alte, mei englische ledern' Hof'n is so steif wo'r'n, daß i ' bal nimmer a'zieh'n ka'; is Beste is, i sag' s' auseinander un mach unferre zwoa Schornstein a wenig höher damit.“

Verblümte Kritik.

Redakteur (zum jungen Dichterling): „Zur Manuskript ist so unleserlich geschrieben, daß es kein Mensch entziffern kann, (gutmüthig) aber das schadet auch nichts, junger Mann!“

Unüberlegte Fragestellung.

Junger Mann: „Wie, schon lange sind Sie mir gut, und Sie wollen wirklich die Meire werden? Bin ich nicht der größte Esel, das nicht zu bemerken, Oh sagen Sie „Ja“, mein Fräulein!“

Der schwedisch-norwegische Konflikt.

„Sie leben nun schon so lange in Norwegen, Herr Hedenström, da wissen Sie doch gar nicht, auf welcher Seite Sie kämpfen?“
„Das ist auch ganz egal zwischen Brudervölkern, lieber Die.“

Um Zerthum zu vermeiden.

Richter: „Nicht genug, daß Sie dem Kläger eine Ohrfeige gegeben, haben Sie ihm noch einen Maßtrug am Kopf zerschlagen!“
Angeklagter: „Ja wissen S', Herr Richter, der hätt' ja sonst g'meint, die ganz' G'sicht' wär' nur a' G'späß!“

Erste Rechnung.

Bankier (beim Milliardär, neben dessen spielendem Söhnchen): „Na, Ihr Wubi wächst ja tüchtig.“
Milliardär: „Nicht wahr? Rechnen kann er auch schon; zähle einmal bis drei, Wubi!“
Söhnchen: „Eine Million, zwei Millionen, drei Millionen.“

Verwechselung.

„Ich glaube nicht, daß das Leitungswasser gesund ist, Frau Dürftig“, sagt der Kostgänger. „Es sieht best' so trübe aus und schmeckt so sonderbar nach schlechter Milch, und —“
„Ach, in dem Glase ist ja die Milch, Herr Waper, das Wasser steht drüber auf dem Tischchen — übrigens war Ihr Kostgeld gestern fällig.“

Kurirt.

„Was ist's denn mit dem Herrn Weiß, der war ja früher immer ein solcher Spazhmacher?“
„Ja, der hat seiner jetzigen Frau im Spazh einen Antrag gestellt, der acceptirt wurde, und seitdem hat er das Spazhmachen aufgegeben.“

Anspielung.

Sommerfrischer (zum Hausknecht): „Sommerfrischer! Ich doch nicht mehr so gut wie das frühere Brunnenwasser?“
Wirth: „Das können Sie doch nicht sagen, da sie ja kein Wasser trinken.“
Sommerfrischer: „Aber — Wein.“

Rencontre.

A. (im Cafe): „Mein Herr, ich habe gehört, wie Sie das Wort „Esel“ gebraucht, haben Sie sich vielleicht damit gemeint?“
B.: „Wie kommen Sie denn darauf? Glauben Sie, daß Sie der einzige sind?“

Im Gebirgshaus.

Sommerfrischer (zum Hausknecht): „Sebastian, Sie brauchen mich, so lange ich hier bin, niemals zu wecken, auch zu Ausflügen nicht, da ich regelmäßig um fünf Uhr aufstehe!“
Hausknecht: „Sagendi, nacha war'n Sie ja a besserer Hausknecht wor'er wie i!“
Frauenböhheit.
Frau A. (eine Bekannte im Bade treffe): „. . . Kurz vor meiner Abreise bin ich Ihrem Herrn Gemahl noch begegnet!“
Frau B.: „Ach, das freut mich, Wie sah er denn aus?“
Frau A.: „Kolossal unheiratet!“